Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1937-1938)
Heft: 2

Artikel: Fragmente aus Bonstettens "Souvenirs"
Autor: Ernst-Jelmoli, A.M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758983

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Fragmente aus Bonstettens „Souvenirs“

Erziehung

Meine Kindheit und meine Jugend schildern, heisst den Ort schildern, der sie umschloss.

Zu der Zeit, von der ich zu sprechen habe, waren alle vornehmen Patrizier im Staatsdienst beschäftigt, sodass ich meinen Vater nur bei den Mahlzeiten erblickte. Die Patrizierinnen, die nahezu keine Bildung oder erlerntes Wissen besassen, beschäftigten sich am Morgen mit ihrem Haushalt, mit der Vorbereitung für die Abendgesellschaften; der Rest des Tages war dem Vergnügen und gesellschaftlichen Anlässen gewidmet.

Ich hatte einen guten Hofmeister, meine Schwestern eine Gouvernante aus Lausanne. Man bezeichnete zu jener Zeit mit dem Wort Erziehung die Lektionen, die man den Kindern erteilen liess; ihr sittliches Verhalten beschäftigte die Eltern nur, wenn es zu Klagen Anlass bot; um fünf Uhr war der Unterricht beendigt; danach begann die Zeit der völligen Freiheit bis acht Uhr, das heisst bis zum Abendessen. Kein Patrizierssohn ging in die öffentlichen Schulen, welche fast ausschliesslich für die Theologiestudenten reserviert waren...

Als ich zwölf oder dreizehn Jahre zählte, wollte mein Vater mich einem Examen unterziehen, gemeinsam mit den Studenten der Akademie; mein Exerzitium war nahezu vollkommen, da ich hinter mir einen Professor hatte, der mir soufflierte. Bei dieser selben Promotion liess man mich eine Rede halten im Münster; ich entledigte mit der Sache erstaunlich gut, obschon ich kaum verstand, was ich hersagte; es handelte von der Geschichte der Schweiz, aber ich erinnere mich der Ausrufzeichen, die man durch Oeffnen der Arme ausdrückte, und einer gewissen andern ruhevolleren Gebärde in welliger Horizontallinie, die ich, wie man sagte, mit grosser Anmut auszuführen verstand. Ich liebte es, meine Ansprache laut auf dem Estrich zu wiederholen in Anwesenheit einiger Katzen, die nicht wenig erschraken über meine Gebärden und Intonationen .

Eine Kindheitserinnerung ist mir noch in voller Frische geblieben. Wir Kinder waren im Begriff, Verstecken zu spielen; im Eifer des Spiels stieg ich aus einem Fenster des fünften

Stockwerks; angeklebt an die Mauer, auf welcher das Dach ruhte, rückte ich vorwärts auf einem Gesimse, das kaum einen Fuss breit war, als die Angst vor dem Sturz mich so heftig befiel, dass ich nichts mehr vor mir sah ausser einem weissen Engel, der mir die Hand reichte und mich zurückgeleitete durch die Dachlukarne, welcher ich entstiegen war. Dieser Engel hat mir sicherlich das Leben gerettet, indem er meine Furcht beruhigte. Die biblische Geschichte hatte mich so an Wunder gewöhnt, dass ich hierin weiter nichts gar so Erstaunliches erblickte; ich weiss nicht, ob ich jemals davon gesprochen, da ich Angst hatte, man könnte mich verspotten. Wäre diese Angstvision geschickt unter die Leute gebracht worden, so hätte sie sicherlich als ein Wunder figurieren können. Die Gewohnheit, eine Wahrnehmung unseres Innern in die Aussenwelt zu verlegen, ist die unversiegliche Quelle des Aberglaubens.

In den Freistunden von fünf bis acht Uhr, ohne den ganzen Samstag Nachmittag mitzuzählen, genossen die Kinder alle Freuden der Wilden; sie konnten sich völlig ihren Einfällen überlassen und lebten ohne alle Aufsicht. Wenn man das Haus verlassen hatte und nicht sogleich einen Kameraden erblickte, so stiess man sein Feldgeschrei aus und dann wurde irgend ein Spiel oder ein Streich unternommen; oft verprügelte man sich, und ich erinnere mich, da ich einst den Zopf eines Buben ausgerissen, der wenig Haar besass, an den Schrecken, der uns beide erfasste, er könnte daran sterben, sodass ich schon den Henker auf meinen Fersen zu verspüren glaubte.

Dieses Aufwachsen als Wilde hatte auch seine guten Seiten. Die allzu gepflegte Erziehung unserer Tage hemmt nur zu oft den glücklichen Zufall; man bedenkt zu wenig, dass nichts ohne Bedeutung ist, wo doch in allem ein Keim der Zukunft verborgen liegt. Im Zustand der Zivilisation wird die Seele des jugendlichen Menschen dauernd unter Druck gesetzt. Man vergisst es, der Zustand völliger Unabhängigkeit erzeugt eine Energie, die so viel Anreiz besitzt, dass der von jedem Mangel geplagte Wilde sein Elend den Schätzen der Zivilisation vorzieht. Hören wir nicht, dass Hirten, die ihre Jugend in der Einsamkeit der Alpen verbracht haben, vor Kummer sterben, wenn sie später als Soldaten ihr eingeengtes und zu strengem Gehorsam verpflichtetes Dasein mit dem Zauber ihres vergangenen Lebens

in den Alpen vergleichen, da sie allein den Himmel und ihre Herden vor sich sahen? Dieses Dasein von Wilden, welches die Berner Jugend in der Freizeit führte, war kein grosser Uebelstand bis zum Alter von vierzehn bis fünfzehn Jahren; bis dahin war mein Leben angefüllt von Lektionen, von Worten ohne Inhalt und von der Gesellschaft meiner Altersgenossen, die sich meistens in den Gassen aufzuhalten pflegten.

Welche Wüstenei aber bietet eine solche Erziehung der Seele des heranwachsenden Jünglings, welcher zwischen Lektionen ohne Gehalt, die niemals zu seinem Gemüt zu sprechen vermögen und der leeren Gesellschaft seiner Kameraden, die wie er erzogen wurden, gestellt ist? Für uns Patrizier waren die Professoren reine Handwerker, unsere Eltern wurden uns entfremdet; kein Zeichen- oder Musikunterricht beschäftigte unsere Mussestunden; die Welt und unsere Zukunft waren uns unbekannt, nichts von dem, was unserem Alter wissens- oder denkenswert gewesen wäre, erreichte uns. Ich habe stets in meinem Leben gezittert beim Gedanken an den damaligen Zustand meiner Seele; mein Schrecken vor Bern und später meine Verzweiflung, Genf verlassen zu müssen, hatten ihren Ursprung in der Erinnerung an eine Zeit, da nichts sich meinem Herzen bot, als das abscheuliche Bild des Lasters, und dieses glücklicherweise in seiner ekelhaftesten Gestalt. Ich muss diese Tatsachen erwähnen. Etwa ein Dutzend Kameraden meines Alters und ich wurden von einem Jüngling, der älter war als wir, in die „Matte" eingeführt, einen Ort des Lasters. Zum Glück war ich noch ein Kind; was ich sah, kam mir so widerwärtig vor, dass ich, da die Türe verschlossen war, zum Fenster hinaussprang und in aller Eile nach Hause rannte, um meinen Vater zu holen. Der gute Vater, völlig ahnungslos, eilte sogleich aus dem Rathaus herbei und fragte mich mit bewegter Miene, was mir fehle; ich erzählte ihm alles und flehte ihn an, mich aus Bern fortzulassen. Er umarmte mich zärtlich und versprach mir, sogleich die nötigen Schritte zu tun, um eine Pension für mich ausfindig zu machen. Einige Monate später wurde ich zu Herrn Haldimand nach Yverdon gebracht, welcher der Bruder des Gouverneurs von Canada war; aber da ich dort an Fieber erkrankte, kehrte ich nach Bern zurück. Wieder einige Monate später kam ich in die Nähe von Yverdon zu den Herren von Traytorrens, wo drei

Schwestern und zwei Brüder in einem Landhaus lebten, das am Ende einer Promenade gelegen war. Nichts Liebenswürdigeres als diese Familie, in der ein jeder nur mit dem Glück der andern beschäftigt war und wo die Reize des Landlebens sich vereinigten mit den Vergnügungen der angenehmsten Gesellschaft...

Ich war der erste Berner, der gegen die Pocken geimpft worden ist; es war, glaube ich, in den Jahren 1753, 1754 oder 1755. Der grosse Haller hatte meinen Vater bestimmt, mir diese Operation, die zu jener Zeit von den Eltern noch sehr gefürchtet war, machen zu lassen. Man setzte mich auf Diät, schon mehrere Wochen vor der sehr schmerzhaften Operation; der Einschnitt war tief und der dochtförmige Virus wurde in die Wunde gelegt. Man liess mich im Bett bis die Pusteln sich bildeten; von da an musste ich immer noch im Zimmer bleiben; damals war es, dass ich Robinson Crusoe las, das erste Buch, welches ich allein gelesen habe. Meine Pusteln konnten nicht sehr zahlreich sein, da ich jeder einen eigenen Namen gegeben hatte; man kam, um mir von dem Virus für mehrere meiner jungen Altersgenossen zu entnehmen, und ich glaube, dank Haller wurde durch mich die Impfung in Bern eingeführt.

In meiner Abgeschlossenheit waren meine Vögel und mein Eichhörnchen mir die treusten Gefährten; ich schulde meinem Eichhörnchen und seiner ganzen Sippe eine lobende Erwähnung. Während eines Sommers, den ich auf dem Lande bei meiner verheirateten Schwester, Frau Tscharner, verbrachte, entfloh mein Eichhörnchen. Da Bümpliz, wo ich wohnte, sich in der Nähe von grossen Tannenwäldern befindet, hatte ich keine Hoffnung, es wiederzusehen, als eines Tages, bei einem Spaziergang durch den Wald, mein Eichhörnchen mir plötzlich auf die Schulter sprang, wo ich es ergriff und zu mir nach Hause zurückbrachte. Man sieht, dass nicht alles, was leicht ist, auch untreu sein muss.

Mein Vater wurde oft vom Berner Rat auf Missionen geschickt, er nahm mich mit nach Freiburg; ich wurde dem Schultheiss vorgestellt, der glaube ich ein d'Affry war; ich mochte zehn Jahre alt sein; man hatte mir einen kleinen silbernen Degen und einen Haarbeutel angehängt und ich trug meinen Hut unterm Arm, wie es zu jener Zeit Sitte war. Sehr erstaunt war ich, schwarze und weisse Mönche zu sehen und reichgeschmückte Kirchen. Mein Hofmeister führte mich in ein Kloster; nichts

war der Furcht zu vergleichen, welche mir das Eingesperrtsein auf ewig einflösste; das Wort „katholisch" erweckte sonderbare Vorstellungen in meinem Kopfe. Ich hatte bemerkt, dass in Freiburg alle Schweine schwarz waren, während sie in Bern weiss sind; ich sagte zu meinem Hofmeister: sicher sind sie schwarz, weil sie katholisch sind. Man sieht an diesem Beispiel, was für Absurditäten unverstandene Ideen bei den Kindern hervorrufen. Dabei erinnere ich mich, dass wir in einer Kindergesellschaft das Drama der Welterschaffung aufgeführt haben nach einem Kupferstich in einer unserer Bibeln; ich war Gott-Vater, in ein grosses Federbett gewickelt, das eine Wolke vorstellen sollte; andere ganz nackte Buben waren Adam und Eva. Nichts ist poetischer als Kinder; ihre Spiele sind wie Entwürfe zu Gedichten...

Haller.

Von allen grossen Genien, die ich gekannt habe, setze ich Haller an die Spitze. Um zu dem Ruhm zu gelangen, den seine Begabung verdient hätte, fehlte ihm nur, dass er in einer grossen Stadt gelebt hätte. Es ist der Lebensstil, der die Berühmtheit verleiht, das Wissen kommt fast immer erst an zweiter Stelle in den Gefilden des Ruhms. Die wissenschaftlichen Werke Hallers sind alle lateinisch geschrieben. Sowohl die Gedichte, die er in der Jugend verfasst, wie das Gespräch des grossen Mannes zeigen, dass er wie Buffon oder Montesquieu geschrieben hätte, wäre die Bühne seines Lebens eine andere gewesen.

Haller war gross, gut gewachsen, von würdigem Auftreten, obschon allzu wohlbeleibt. Nichts Schöneres als sein Blick, der zugleich durchdringend und voller Empfindung war. Der Genius strahlte aus seinen schönen Augen. Von allen Männern, die ich gekannt, war er der geistreichste und liebenswürdigste; sein unerhörtes Wissen äusserte sich mit der Anmut einer momentanen Eingebung. Er war sehr gut zu mir, und in seinen unveröffentlichten Briefen an Bonnet erscheine ich unter dem Namen Télémaque. Er liebte die Gesellschaft der Frauen und die Anwesenheit einer jungen Schönheit belebte seine Augen. Madame de Monaco wollte ihn in Bern aufsuchen. Zwar hätte er ihren Besuch umgehen wollen, war dann aber so entzückt, dass die Schöne während ihres ganzen Aufenthaltes in Bern den liebens-

würdigen Mann, der ihr Gefallen gefunden hatte, nicht mehr verliess.

Haller hielt sich meist in seiner riesigen Bibliothek auf, wo man ihn fast immer schreibend fand. Er war für gewöhnlich allein. Eines Tages, da ich ihn beim Schreiben angetroffen, führte ich ein sehr ernstes Gespräch mit ihm über die Willensfreiheit. Während er sprach, fuhr er fort zu schreiben. Man bringt die englischen Zeitungen und er macht sich an die Lektüre derselben, ohne die Feder niederzulegen, oder das Gespräch abzubrechen. Ich war so erstaunt über die Allgegenwärtigkeit seines Geistes, dass ich, nachdem er die Zeitung beiseite gelegt, diese ergriff und um die Erlaubnis bat, ihn über den Inhalt einiger Artikel zu befragen. Er hatte alles gelesen und behalten.

Hallers letzte Frau war eine gelehrte Deutsche; weder sie noch ihr Gatte — es waren acht bis zehn Kinder da — bekümmerten sich um irgendwelche erkennbare Erziehung ihrer zahlreichen Familie; gleichwohl taten sich alle, trotz dieser Vernachlässigung, mehr oder weniger hervor durch ihren Geist, ihre Liebenswürdigkeit oder ihr Gedächtnis. Wie oft habe ich von den durchlöcherten Strümpfen der Demoiselles Haller reden gehört! In den zwei oder drei Tagen, die ich in Roche verbracht habe, wo der grosse Haller Landvogt war (ich mochte jenes Mal zwölf bis dreizehn Jahre zählen) verzehrte ich mich vor Begierde, die Bekanntschaft der jungen Damen zu machen, die ich an den Tisch schlüpfen sah, nachdem sich schon alle gesetzt hatten, um wieder zu verschwinden, bevor man aufgestanden war. Darauf konnte ich sehen, wie sie den Gemsen gleich auf den Felsen herumkletterten und für jedes zivilisierte Wesen völlig unzugänglich blieben. Alle Kinder von Haller haben sich durch grosse Originalität hervorgetan, und ich weiss nicht, ob der katholische Enkel Hallers nicht das Ergebnis einer Erziehung darstellt, die ausserhalb der öffentlichen Meinung erfolgte. Der grosse Ehrgeiz Hallers war nicht, als erster Gelehrter seiner Zeit anerkannt zu sein, sondern beschränkte sich auf den Wunsch, in den Kleinen Rat von Bern gewählt zu werden. Die Gewohnheit, durch den Geist zu herrschen, sein Charakter und das Verlangen, dem regierenden Körper der Republik anzugehören, führten ihn zu politischer und religiöser Intoleranz. Vielleicht fürchtete er, man könnte ihn des Liberalismus verdächtigen, ein Wort und ein

Ding, das in Bern völlig unbekannt geblieben, wo Untergebene und Herrschende mit ihrem Los zufrieden waren.

Haller und mein Vater wurden von der Berner Regierung nach Lausanne geschickt, um dort einen theologischen Streit zu schlichten, vor dessen Folgen man Angst hatte. Zu jener Zeit war Voltaire in Lausanne niedergelassen. Haller wollte die Dissidenten bestrafen, mein Vater jedoch vermied den Weg der Gewalt. Auf jeden Fall verdanke ich der Sympathie Voltaires für meinen Vater das grosse Wohlwollen, das er mir später entgegenbrachte. Ich wurde eingeladen zu allen seinen Festen, und während eines Jahres ging ich jeden Samstag nach Ferney mit Mr. Moultou und Mlle Curchod, die später Madame Necker wurde. Als Voltaire mich sah, sagte er zu mir: „Welch ausgezeichneter Mann, ihr Herr Vater; ohne ihn hätte der unglückliche Haller in Lausanne alles untereinandergebracht!" Wie oft hörte ich ihn in Gegenwart von Fremden das Lob meines Vaters wiederholen...

Ich habe Haller zum letzten Mal gesehen im August 1777, in seinem Todesjahr. Als ich nach Valeyres abreiste, wo ich mehr als einen Monat verbringen sollte, war ich sicher, ihn nicht mehr wiederzusehen. Ich war bei ihm mit meinem Freund Trembley, dem spätern Mitglied der Berliner Akademie. Haller sagte uns seinen nahen Tod voraus. Das Gefühl, den glänzenden, leuchtenden Meteor des Jahrhunderts nicht mehr wiederzuschauen, der Schmerz, einen grossen Mann sterben zu sehn, gaben dem bei Haller verbrachten Abend den melancholischen Charakter eines wundervollen Sonnenuntergangs in der Wüste. Haller sprach zu uns von seinem Tode und gab zu, „dass die Welt an ihm etwas verliere". Er sprach vom Kommenden wie Sokrates, er sprach davon mit der Ruhe und innern Gefasstheit des Mutigen. Ich werde das tiefe Gefühl der Bewunderung und des Schmerzes nie vergessen, das uns erfasste, als wir Abschied nahmen von diesem neuen Sokrates, welcher ein ebenso sicheres Todesurteil mit sich trug, wie der Sokrates des Plato.

Man hat Haller ein Uebermass von Orthodoxie vorgeworfen, und Voltaire hat ihn, vielleicht mit Recht, der Intoleranz bezichtigt. Ich habe oft mit ihm über Religion und Philosophie gesprochen und dabei nie eine Spur entdecken können von den übertriebenen Meinungen und den Zweifeln an seinem Seelen-

heil, worüber zu seiner Zeit eine solche Aufregung entstanden war. Vielleicht glaubte sich Haller als Magistrat verpflichtet, die Orthodoxie seines Souveräns zu verteidigen. Der Krieger, der eine angegriffene Position verteidigt, kann wohl ausserhalb des Kampfes mit seinen Freunden über die Fehler der Kriegsleitung diskutieren, ohne deshalb den ihm anvertrauten Posten während der Schlacht zu verlassen. So verstehe ich die religiöse und aristokratische Orthodoxie Hallers.

Hallers einsames Dasein im Alter war sehr traurig: seine geistige Nahrung bezog er aus seinem Briefwechsel mit Gelehrten und aus seiner riesigen Bibliothek. Als ich von meinen Reisen zurückkehrte, suchte ich ihn auf; es war im Herbst, beim Einbruch der Nacht. Ich fand ihn, wie immer, schreibend und allein. Er fragte mich, was für Bücher ich aus England zurückgebracht habe; ich nannte sie ihm. Als ich mich von ihm verabschiedete, bat er mich, ihm diese zu schicken. Ich sandte ihm sogleich zwei Bände, um die er gebeten hatte; alsbald kam wieder jemand mit einem Korb und der Bitte, ihn zu füllen. Er war ausgehungert. Sein Ehrgeiz war es gewesen, nach seiner Rückkehr von Göttingen in den Kleinen Rat von Bern gewählt zu werden. Aber Haller, der sich seinen Mitbewerbern überlegen glauben durfte, scheiterte immer wieder. Wie ehrenvoll auch die Gründe für diese Ausschliessung sein mochten, das Gefühl der beständigen Unterdrückung von Seiten der einzigen Männer, mit denen er noch zusammenlebte, musste an diesen langen und einsamen Herbstabenden schwer auf seinem Herzen lasten. Kaum war der grosse Haller tot, als ein Haller den Platz einnahm, der dem grossen Mann versagt geblieben war. Ohne Zweifel befanden sich die Rivalen dieses neuen Ratsherrn in einer weniger unangenehmen Position. Welcher Kontrast zwischen der sozialen Stellung Hallers in Bern und derjenigen Goethes in Weimar!

Matthisson in den Jahren 1782 und 1831.

Es gibt in den Biographien nichts Bemerkenswerteres, als die Verkettung der menschlichen Beziehungen, wodurch irgend eine Person oder ein Ereignis wie durch eine Drehung des Steuerruders dem ganzen Leben eine andere Richtung zu geben vermag und uns in ein Land der Zukunft gelangen lässt, das uns

ohne dies verschlossen geblieben wäre. Mein Freund Matthisson, der mich mit Friederike Brun bekannt gemacht hat, ist die Ursache meines Aufenthaltes in Dänemark, worauf meine dreissigjährige Niederlassung in Genf erfolgte. Ohne Matthisson wäre ich nie auf den Gedanken gekommen, Schriftsteller zu werden und mein Leben wäre in trauriger Weise erloschen in dem Bern der Revolution, des Hasses und der Finsternis.

Wenn ich der Kette nach gehe, die wir Zufall nennen, so komme ich auf die bizarre Reise, die mich zu Matthisson geführt hat. Einer meiner Vettern, der Offizier ist in Holland, kehrt zu seinem Regiment zurück. Das Wetter war wunderschön, ich steige in seine Kutsche ein, da überkommt mich die Lust, ihn ein Stück weit zu begleiten. Ich hole eiligst ein Hemd und einen Ueberrock für den Fall, dass ich übernachten müsste. Ich fahre weg, fühle mich hingerissen wie im Traum, fahre weiter, immer weiter, bis nach Speier, mehr als hundert Meilen von zu Hause entfernt; hier erst erwache ich aus meinem Traum und erschrecke fast über das, was ich getan. Der Vetter setzt mich vor dem Gasthof nieder, ich erfahre, dass Madame Laroche, eine berühmte deutsche Schriftstellerin, die ich in Bern getroffen, in Speier sei; ich eile hin und werde wie ein Bruder aufgenommen. Dafür war ich umso empfänglicher und dankbarer, als ich das Gefühl eines armen Vertriebenen hatte, so ganz ohne Kleider und ohne Diener. Madame Laroche erlaubte mir nicht, in meinen Gasthof zurückzukehren. So befand ich mich bei der liebenswürdigsten aller Frauen, umgeben von lauter neuen Dingen, in ein unbekanntes Land, kaum weiss ich wie, gelangt, wo alles mir als ein Traum erschien. Es gab in Speier eine französische Familie, die aus Vater, Mutter und einer jungen Tochter bestand, alles sehr freundliche Leute; wir verbrachten jeden Abend mit ihnen. Die Welt dieser einsamen und alten Stadt bestand für mich aus vier liebenswerten Menschen und aus unzähligen Gänseherden, die jeden Tag in den friedlichen Mauern Speiers ein- und ausgingen. In der Nähe der Stadt verleiht der Rhein in seiner ganzen Pracht der Landschaft ihre Würde; alles an diesem Ort war mir unerwartet und wie durch Zauberei entstanden.

Madame Laroche hatte auf ihrem Tisch Gedichte eines jungen, in Heidelberg lebenden Dichters; es war Matthisson, der seine

poetische Laufbahn mit seiner schönen Dichtung über die Ruinen des Heidelberger Schlosses begonnen hatte. Ich war davon entzückt und bezeugte den lebhaften Wunsch, die Bekanntschaft des Autors zu machen. Am Tag, der für meine Abreise bestimmt war, erscheint eine zahlreiche und glänzende Gesellschaft aus Mannheim zum Essen; eben wollte ich wegfahren, schon erwartete mich die Postkutsche, als eine Dame uns vorschlug, alle zusammen nach Heidelberg zu fahren, um mich mit diesem Matthisson bekannt zu machen, den ich schon als Dichter liebte. In Heidelberg nahm Matthisson mit uns das Abendessen ein; er war schweigsam und nicht in Harmonie mit den freundlichen Leuten, die mich bald verliessen. Am nächsten Tag kam er zu mir. Die Freundschaft kommt wie die Liebe über uns, wir wissen nicht wie. Die übereinstimmende Musik zweier Herzen ist für deren Urheber die süsseste Zwiesprache; wir waren davon wie berauscht.

Am nächsten Tag führte mich Matthisson zur schönen Quelle von Wolfsbrunn. Wie wunderbar ist die Natur dem, der eine erwachende Freundschaft fühlt! Trunken vor Glück schritten wir rings um den schönen Teich, dem unser Besuch gegolten hatte. Vierzig Jahre später sollte ein anderer schöner Teich in Rolle Zeuge unseres letzten Abschieds sein. In Deutschland, wie überhaupt im Norden, ist die Freundschaft eine Art stillschweigendes Bündnis, wie man dies im Süden nicht kennt; wohl liebt man sich in allen Ländern mehr oder weniger, aber man könnte glauben, dass die germanische Rasse die Tradition eines Kultus für den Gott der Freundschaft besitze. Ich habe im Süden viel Freundschaft erfahren, jedoch der Titel „Freund" bedeutet nicht dasselbe und wird nicht so gewürdigt wie im Norden.

Matthisson, welcher Erzieher der Neffen des Grafen Manteuffel war, fühlte sich unglücklich in Heidelberg; wir schrieben uns hie und da. Vier oder fünf Jahre nach unserem ersten Zusammentreffen schrieb er mir, der Arzt habe ihm verheissen, er werde kaum lange leben, wenn er nicht sogleich seine Stelle verlasse. Ich lade ihn ein, zu mir nach Bern zu kommen. Keine Antwort. Aber Matthisson hatte seine Stelle aufgegeben und auf die nahe Aussicht einer lebenslänglichen Pension verzichtet. Das war im Sommer 1787; ich hatte mich mit meiner Familie auf einem kleinen Landgut vor den Toren Berns niedergelassen,

wo wir eine reizende Aussicht genossen. Da geschah es, dass mein Diener mich zu sehr früher Morgenstunde weckte, um mir mitzuteilen, es sei ein Fremder da, der mich zu sehen wünsche. Es war Matthisson, der mit dem edlen Vertrauen der Freundschaft kam, um sich bei mir anzusiedeln. Man ist auch ein Dichter in Taten, wofern man ein Dichter in Worten ist. Es gibt im lebenden Bild der menschlichen Gesellschaft Linien, von der sogenannten Vernunft gezogen, über welche sich der zarte und glänzende Schleier der Phantasie ausbreitet. Das beflügelte Leben der Dichter wiegt sich in diesem Schleier, wo alles eitel Glück wäre, wenn es haltbar sein könnte. Aber welche Abgründe deckt dieser Schleier zu! Matthisson wusste sie alle zu vermeiden und war glücklich, indem er allein dem Zug seines Herzens folgte.

Schon am Tag nach seiner Ankunft bestieg Matthisson den nächsten Berg in der Umgebung von Bern, den Gurten. Dort verfasste er sein „Elysium". Das himmlische Gefühl der Befreiung und einer Beglücktheit, die ihm ganz neu war, gab ihm ein, die Ankunft einer Seele in den Elysischen Gefilden zu schildern. Soeben war ich auf eine Dauer von sechs Jahren als Landvogt nach Nyon gewählt worden. Matthisson, der Mitglied meiner Familie geworden war, liess sich mit uns an diesem Orte nieder, der einer der schönsten in Europa sein mag. Das uralte Schloss von Nyon, mit seinen alten Türmen, die nach allen Seiten in die herrlichste Natur hinausschauen, scheint wie eine Verkörperung des XII. Jahrhunderts, welche in die Betrachtung des XVIII. Jahrhunderts versunken wäre. Die schönste Ecke des Schlosses war das Arbeitszimmer von Matthisson, das sich am Ende einer langen Galerie befand. Alle Schönheiten des Sees, das bewegte Leben im Hafen und in der Stadt, ein unermesslicher Horizont, beschlossen von den weit sich hinstreckenden Alpen, alles dies stand im Dienste seiner Poesie. Ich liebe es, mich an das Glück meines Freundes zu erinnern, dem es vergönnt war, das Gefühl der Freiheit im Schoss der Freundschaft, umgeben von der schönsten und belebtesten Natur, zu empfinden.

Nach zwei glücklichen Jahren, die wir in Nyon verbracht, ging Matthisson, der eine Stellung haben wollte, als Erzieher in die Familie meines Freundes Scherer nach Lyon. Dort ver-

fasste er seine Jugenderinnerungen und beendigte sein herrliches Gedicht über den Genfersee. In Lyon machte er die Bekanntschaft der berühmten Friederike Brun, die sich mit ihrem Gatten und ihren Kindern auf der Reise befand und dann ein Jahr in Genf verbrachte, wo ich mich ihr mit einem Empfehlungsschreiben von Matthisson vorstellte. Das glückliche Geschick meines ganzen Lebens wollte, dass ich mich nacheinander in Freundschaft verbinden durfte mit den erlesensten Menschen wie Bonnet, Gray, Johannes von Müller, dann mit Matthisson und Friederike Brun. Auf Flügeln des Herzens getragen, gelangte meine Seele in Frieden durch alle Phasen eines von einer Reihe von Revolutionen erschütterten Lebens.

Als Matthisson mit der Familie Scherer an die Ufer des Genfer Sees zurückgekehrt war, wurde er bekannt mit einer hübschen und liebenswürdigen Deutschen aus dem Gefolge der Prinzessin von Dessau. Nach einigen reizenden Versen, die er seiner Schönen gesungen, machte er es zum Schluss nicht anders als die Grasmücke: er heiratete sie. Der ganze Haushalt Matthisson kam zu mir nach Bern, wo ich mich nach meiner Präfektur in Nyon niedergelassen, um bei mir zu leben. Aber nun folgt ein Zug, der den poetischen Charakter Matthissons trefflich zu schildern vermag. Es war zu Beginn des Winters 1794. Matthisson kam mit etwas verlegener Miene, um mir zu sagen: „Ich möchte einen Ausflug machen" - „Und wohin gehst du?" - „Nach Kopenhagen zu Frau Brun." - „Und deine Frau?" - „Sie wird hier bleiben bis zu meiner Rückkehr." Ich glaubte, er träume, aber schon macht er sich auf den Weg. Kaum in Kopenhagen angelangt, will er wieder abreisen, zum grössten Erstaunen der Frau Brun; er reist wirklich ab und kommt nach Bern zurück. Er kommt etwas beschämt zurück über das, was er geleistet. Statt eines Epos auf dem Papier hatte er eines auf dem Erdboden zurückgelegt. Im Frühjahr zog er mit seiner Frau nach Magdeburg.... Ich weiss nicht, weshalb sich Matthisson in der Folge von ihr scheiden liess.

Da er aber von seiner Frau getrennt und kinderlos war, trat er in den Dienst der Prinzessin von Dessau. Als ich in das Tessiner Syndikat beordert war und mich in Italien aufhielt, sah ich Madame Brun und Matthisson wieder. Wir verbrachten zu Dritt einen herrlichen Tag auf dem Gut des Plinius, in der

Nähe des Comer-Sees. Welches seltene Glück, diese Vereinigung von drei Freunden an der Gedenkstätte des liebenswürdigsten Weisen der Antike! Zur Zeit des Sturmes, der die Schweiz umstürzte, flüchtete ich im Jahre 1798 nach Dänemark. Nach zwei Jahren, die ich auf diesem gastfreundlichen Boden verbracht, liess ich mich wegen der Erziehung meiner Söhne in Genf nieder. Matthisson, reich bedacht von der Güte des Königs von Württemberg, zog nach Stuttgart. In Stuttgart war es, dass mein Freund die Ergänzung zu seinem Glücke fand in der Verbindung mit seiner Louise, die wie eine Rose den Gärten von Wörlitz entsprossen war, wo ihr Vater noch heute erster Gärtner ist.... Wenige Jahre nach Matthissons vollkommener Vereinigung mit ihr hatte er das Unglück, sie zu verlieren. Von da an war sein Leben nur noch ein Vegetieren und da er nichts menr zu lieben fand in dieser Welt, folgte er seiner Louise nach ins Jenseits. Ohne Freundschaft und Liebe ist die Welt eine Wüste.

(Uebersetzt von A. M. Ernst-Jelmoli)